

Ich presse den Stummel in den Aschenbecher, bis er abknickt, greife nach der Schachtel.

»Hast wieder angefangen«, sagt Patrick.

»Ja.«

»Und Milch trinkst du auch?« Er reckt das Kinn in Richtung Spüle, wo ich den leeren Karton habe stehen lassen.

»Manchmal.« Ich fummle eine weitere Zigarette aus der Schachtel, drehe sie zwischen den Fingern. »Bio«, füge ich an. »Und ich esse kein Fleisch.«

»Bravo.« Er beugt sich nach vorn, nimmt einen Schluck Kaffee, nachdem er mit spitzen Lippen in die Tasse gepustet hat. Er schlürft, lauter als es nötig wäre. »Das passt«, sagt er. »Das passt gut zu dir, dieser Kompromiss, diese, wie soll ich sagen, Ausgewogenheit einer vernünftigen Lebensführung. Moralisch und lobenswert. Kann man nicht dagegen sein.«

Patricks Stimme klingt fremd. In sein Schweizerdeutsch hat sich ein Akzent eingeschlichen, die Aussprache ist verwaschen, das »R« rollt nicht sauber, als gäbe er sich beim Reden wenig Mühe.

»Ich fand schon immer, dass Radikalität nicht deinem Wesen entspricht«, sagt er und lehnt sich zurück. Im schwachen Licht der Küchenlampe sieht seine Haut ungesund aus, die Wangen sind schlaff. Und doch: Wie er mich ansieht, den Atem angehalten, die Augen weit offen, gleicht er einer Katze vor dem Mäusebau. Ich stehe auf, gehe zur Spüle und presse die Luft aus der Milchpackung.

»Weshalb bist du hier?«, frage ich.

»Ich hab Hunger. Hast du was da?«

»Nein.«

»Na schön. Lass uns essen gehen.«

Er beißt in den Döner, blassrote Soße tropft

auf den Tisch. Fettgeruch hängt in der Luft, in der Ecke brummt ein Getränkeschrank. Ich habe eine Brasserie empfohlen, dreihundert Meter von meiner Wohnung entfernt, aber Patrick fand, er habe keine Lust, durch Schneematsch zu stapfen, nur um eine verschmorte Aubergine vorgesetzt zu bekommen.

»Der Krebs hat zügig gearbeitet«, sagt er. Im September, kurz nach der Diagnose, Stufe vier, Metastasen überall, habe er seine Mutter das letzte Mal gesehen und Pläne für ein Treffen an Weihnachten geschmiedet, an dem die ganze Familie hätte teilnehmen sollen. Doch am Ende, vorige Woche, sei alles sehr schnell gegangen. Von Beginn an habe sie sich geweigert, einen Darm-Bypass legen zu lassen. Einen künstlichen Ausgang habe sie ebenfalls abgelehnt, da sei die Scheiße in ihren Bauchraum gequollen.

Ich rücke meinen Stuhl zurecht, der zu nahe am Tisch steht. Patrick hat es sich auf der Bank bequem gemacht, hinter ihm hängt ein Aquarell an der Wand. Ein Zweimaster nähert sich einer Insel, von Möwen begleitet, das Schiff schimmert im Licht einer gelben Sonne. Der Typ, der vorhin die Abfallsäcke nach draußen gestellt hat, ist nicht zu sehen, uns bedient eine Frau, die so klein ist, dass sie sich auf die Zehenspitzen stellen musste, um Döner und Falafel über die Ladentheke zu reichen. Ob es schmecke, fragt sie, während sie den Senfspender mit einem Lappen sauber wischt.

»Wunderbar!«, ruft Patrick. Bisher hat er nur seine gesunde Hand gebraucht, den Kebab jeweils auf den Tisch gelegt, bevor er nach dem Bierglas gegriffen hat. Nun aber höre ich das surrende Geräusch, starre auf die Prothese. Langsam umschließen die künstlichen Finger das Glas. Als er es endlich anhebt, um der Frau

zuzuprosten, ist sie im Nebenraum verschwunden. Patricks Mundwinkel spannen an und erzeugen die Idee eines Lächelns.

»Mutter war furchtbar stur. Hat keinen Rat angenommen«, sagt er.

Ich erinnere mich an ihren müden Blick, als wir uns das letzte Mal begegnet sind, versuche, ein anderes Bild wachzurufen, denke an Geburtstagsfeiern im Garten der Bischoffs, daran, wie mich Patricks Mutter an einem Sommerabend nach Hause fuhr, weil sie nicht wollte, dass ich mit dem Fahrrad ins Gewitter geriet. So muss es gewesen sein: Der Wagen stoppt, Regen prasselt auf die Windschutzscheibe, ein Duftbäumchen riecht nach Vanille, und Frau Bischoff dreht den Kopf, um sich zu verabschieden. Doch da sind wieder die Schatten unter ihren Augen.

»Solche Entscheidungen muss man akzeptieren«, höre ich mich sagen.